

Matthias Flacius Illyricus

geboren am 3. 3. 1520 in Albona (Labin) Istrien,
zur Geburtszeit unter venezianischer Herrschaft,
gestorben am 11. 3. 1575 in Frankfurt am Main

Es sind nicht nur annalistische Gründe, der 400. Wiederkehr des Todestages des Matthias Flacius Illyricus zu gedenken. Zu tief ist in der evangelischen Christenheit die Erinnerung daran verwurzelt, daß durch das Leben und Lehren, Streiten und Leiden dieses Mannes nach dem Tode Luthers und ganz besonders in den Zeiten des Augsburger und des Leipziger Interims das Erbe der Reformation unverfälscht der Nachwelt erhalten blieb. Daß wir lutherische Kirche heute noch haben, ist mit ein wesentliches Verdienst dieses testis veritatis (Zeugen der Wahrheit). Wenn wir aber nun versuchen, sein Lebensbild nachzuzeichnen, stehen wir vor nicht geringen Schwierigkeiten. Die biographischen Daten dieses unruhigen Wanderlebens sind uns mindestens seit 1539 so bekannt, wie sonst nur bei Luther und Melancthon. Trotzdem ist es schwer, sich ein zureichendes Bild von diesem Leben zu machen. Das liegt zunächst an Äußerlichkeiten. Die letzte deutsche zweibändige Biographie, von Wilhelm Preger, ist 1859/60 erschienen. Die von Mijo Mirkovic aus dem Jahre 1960 ist uns Deutschen aus Mangel an Sprachkenntnissen nur in Auszügen zugänglich. Einzelarbeiten über Matthias Flacius finden sich zerstreut in deutschen und französischen Zeitschriften. Größere Arbeiten wie die von Moldaenke und Heinz Scheible sind nur in beschränkter Auflage erschienen. Alle aber, die sich ernstlich mit Flacius beschäftigen, führen bittere Klage darüber, daß auch heute noch der größere Teil seiner Schriften unveröffentlicht in den Archiven und Bibliotheken insbesondere von Wolfenbüttel, aber auch in München und Wien liegt. Vorschläge zur Herausgabe wenigstens der Hauptschriften blieben bisher ohne Erfolg. Vielleicht bringt das Jahr 1975 eine Wandlung.

Aber selbst dann, wenn alle Quellen, die heute noch erreichbar und zugänglich sind, ausgeschöpft werden, wird es praktisch unmöglich sein, eine sachlich neutrale und wissenschaftlich wohlausgewogene Biographie des Flacius zu schreiben. Wer sich mit ihm befaßt, wird durch

seine Fragestellungen, durch seine Thesen selbst zu einer Entscheidung für oder gegen die Sache gezwungen, die er vertritt. Damit ändert sich von selbst der Standort von dem aus man dieses Leben betrachtet. Man könnte zu dem Schluß kommen, es eben zu lassen. Das ist aber nicht möglich. Gerade in den Schriften am Ende seines Lebens, die sich mit der Deutung der heiligen Schrift als Gottes Wort befassen, begegnet uns Matthias Flacius in genau der Situation, in die wir heute durch den Kampf der Wissenschaft um die Bibel gestellt sind. Ob wir es wollen oder nicht, sind wir gezwungen, gerade hier auf seine Stimme zu hören. Denn von allen Theologen nach Luther hat er bis heute in der Hermeneutik das meiste und das Entscheidende zu sagen. Darum wollen wir im Folgenden uns im wesentlichen auf die Frage des Schriftverständnisses konzentrieren und ein kurzes Lebensbild nur als Einführung zu skizzieren versuchen.

Geboren ist Matthias Vlacich oder Flacius am 3. März 1520 in dem damals venetianischen Albona, heute Labin. Als man in den Kämpfen der 50er Jahre seine eheliche Geburt anzweifelte, sah er sich veranlaßt, durch den Podesta der Stadt ein Geburtszeugnis ausstellen und durch einen kaiserlichen Notar bestätigen zu lassen.

Darin*) heißt es, daß „Herr Mathias aus der legitimen Ehe des Herrn Andras Vlacich alias Francovich, einem Bürger von Albona, und der Frau Jacoba, die eine Tochter des Edelmannes D. Bartolomäus Lucianus ist.“ Das stattliche Haus links am Stadttor von Labin wird als Geburtshaus unseres Matthias Flacius bezeichnet. Aus der gleichen Stadt stammte sein Oheim, der um 1502 geborene Franziskaner-Provinzial Fra Baldo Lupetino. Gerade dieser tapfere Glaubens- und Blutzeuge, der von 1543 bis 1556 in Venedig eingekerkert war und nach dem 20. August 1556 „im geheimen, ohne Geräusch, durch Ertränken zum Tod gebracht wurde“ (wie es im Urteil hieß), hat den entscheidenden Einfluß auf seinen jungen Neffen ausgeübt. Matthias war nach dem frühzeitigen Tod seines Vaters und nach der Unterweisung durch Franciscus Ascerius, einem gelehrten Mailänder, nach Venedig gebracht worden, um den Unterricht des gefeierten Humanisten Baptista Egnatius genießen zu können. Doch schon in diesen Jugendtagen ging seine Sehnsucht nach der heiligen Schrift. „Ich habe sie lieb gehabt und oft von ganzem Herzen gewünscht, daß ich in der Theologie zunehmen

*) Demonstrationes evidentissimae de essentia imaginis DEI et diaboli, Basel 1570.

möchte, um einmal der Kirche Christi zu dienen und danach zum Herrn zu wandern.“ Von seinem sehnlichen Wunsch ins Kloster zu gehen, brachte ihn Baldo Lupetino ab und riet ihm dafür dringend, sich nach Wittenberg an Luther zu wenden. Mit geringer Barschaft machte sich der 19jährige auf den Weg – zum Leidwesen seiner Angehörigen. In Augsburg kehrte er zunächst bei dem Magister Bonifatius Wolfhardt, genannt Lykosthenes, einem überzeugten Zwinglianer, ein, der ihn statt nach Wittenberg nach Basel verwies. Dort fand er im Hause des Grynäus Aufnahme, und dort kam er auch mit dem tüchtigen Gräzisten Johannes Oporin in Beziehung. Die kühle Luft des rationalistischen Humanismus vermochte ihm jedoch nicht das zu geben, wonach er sich sehnte. Er wurde menschenscheu und trug sich zuweilen sogar mit Selbstmordgedanken. Nach einem Jahr (1540) wechselte er dann von Basel nach Tübingen. Auch dort fand er Gelehrte und Theologen, mit denen er sein Leben lang in Beziehung stand – aber den Frieden seiner Seele fand er nicht. In dieser Hinsicht konnte ihn auch sein dortiger Landsmann, der Gräzist Matthias Garbitius, nicht trösten. Bedeutsam wurde jedoch für ihn und seine späteren historischen Arbeiten die Begegnung mit dem Bamberger Melanchthonfreund und Schüler Joachim Camerarius und mit dem Botaniker und Mediziner Leonhard Fuchs, der von Ansbach nach Tübingen gekommen war. Schon im folgenden Jahr gelangte er dann über Regensburg an das Ziel seiner Wünsche, nach Wittenberg. Die mitgegebenen Empfehlungsbriefe öffneten ihm schnell die Türen zum Hause Melanchthons, der in ihm einen willkommenen Mitkämpfer für die schönen Wissenschaften erblickte. „Fuit mihi dulcis amicitia et familiaritas cum Illyrico“, sagt dieser später von der Zeit der ersten Begegnung. Doch auch der Wittenberger Humanismus vermochte ihm das nicht zu geben, wonach er sich sehnte, den Frieden seiner Seele. Erst als er durch D. Bugenhagen zu Luther gebracht wurde und dieser aus seiner eigenen Erfahrung über die Anfechtung ihn mit dem Troste des Evangeliums zu trösten vermochte, wurde er ein freier Mensch, dem das sola gratia – sola fide zum einzigen Fundament und Leitstern seines Lebens wurde. Allein aus dieser Glaubenserfahrung heraus läßt sich sein weiteres Leben und Lehren, sein Streiten und Leiden erklären. „In Wittenberg bin ich zur Erkenntnis gekommen, daß die Lehre dieser Kirchen Gottes eigenstes Wort sei, und ich habe sie mit ganzer Seelen umfaßt. Hingegen stand mir fortan fest, daß der Papst in Wahrheit der Antichrist sei und ich habe ihn und seine Irrtümer und Mißbräuche von ganzem Her-

zen verflucht und verwünscht.“ Zunächst erhielt er eine Dozentur für Hebräisch, las aber auch über paulinische Briefe. 1545 verheiratete er sich zum ersten Mal. Luther nahm an der Hochzeit teil. 8 Tage nach Luthers Tod erwarb er sich den Magistergrad.

Die nächste große Wende seines Lebens brachte der unselige Ausgang des Schmalkaldischen Krieges und die Kapitulation Wittenbergs vor Kaiser Karl V. am 24. April 1547. Von da ab bis zu seinem Tode 1575 war Matthias Flacius im Grunde genommen ein steter Flüchtling. Zunächst fand er Aufnahme beim Superintendenten Medler in Braunschweig, um nach einem halben Jahr wieder nach Wittenberg zurückzukehren. Allein die beiden Interim, das von Augsburg und das von Leipzig, welches Melanchthon mitverfaßt und worin die bischöfliche Jurisdiktion, aber auch alle katholischen Gebräuche von der letzten Ölung bis zum Fronleichnamfest wieder hergestellt und von den Wittenbergern als „adiaphora“ bezeichnet wurden, veranlaßten seinen entschlossenen Widerstand. Etwas, was bisher in den Flaciusbiographien überhaupt nicht gewürdigt worden ist, hat ihn in seinem Willen dazu bestärkt. Es war ihm kund geworden, in welche schlimme Lage nicht nur sein Onkel Lupetin, sondern die ganze venetianische und oberitalienische lutherische Gemeinde durch das Interim gekommen war. Praktisch hängt tatsächlich der Untergang des Protestantismus in den oberitalienischen Gebieten unmittelbar mit dem Interim des Kaisers, aber auch mit der Haltung der Wittenberger zusammen.

Unter dem Decknamen „Joh. Waremund“, „Theodor Henetus“ und „Christian Lauterwar“ eröffnete er zunächst den Kampf gegen das Augsburger, als „Carolus Azarias Gotsburgensis“ den gegen das Leipziger Interim. Seines Bleibens in Wittenberg war nicht länger. „Ostern 1549, als ich die Neuerungen bevorstehen sah und auch meine Gefahr erwog, die mir infolge der vielen Schriften, die ich veröffentlicht hatte, drohte, beschloß ich von Wittenberg wegzugehen. Daher bat ich Melanchthon in einer Schrift, die ich ihm selbst überbrachte, es möge mir erlaubt sein, auf einige Zeit ins Ausland zu ziehen, sowohl um meiner Gesundheit willen, als auch deshalb, weil ich jene Neuerungen nicht mit ansehen wollte. . . . Und so bin ich mit seiner Erlaubnis hinweggezogen, ob ich gleich eine erträglich Stelle hatte und ohne Gefahr in derselben hätte bleiben können, wenn ich mich nichts um die Änderung und den Untergang der Religion gekümmert hätte. Auswärts hatte ich nicht die geringste Aussicht auf ferneren Unterhalt. Ich ging und ließ mein Weib zurück, das der Entbindung nahe war, nachdem ich

meine Vorlesungen dem Dr. J. Aurifaber, der über Mathematik las, und den ich mit Paul Eber und Staphylus im Hebräischen unterrichtete, übertragen hatte.“ Obgleich Melanchthon ihm seine Erlaubnis erteilt hatte, spricht der *praeceptor Germaniae* von da ab von seinem bisherigen *amicus dilectus* nur in gallbitterem Haß. Er nennt ihn den „ὁ δραπέτης σκλαβός“, den „slawischen Ausreißer“, die „Schlange, die er an seinem Busen genährt“, den „undankbaren Fremdling“. Es ist mehr als enttäuschte Freundesliebe, die daraus spricht. Es ist das Über-tönen des eigenen schlechten Gewissens dem Manne gegenüber, der in der Stunde des Bekenntnisses sich nicht mit den Schleichwegen der „*adiaphora*“ abgegeben, sondern freimütig bekannt hatte. Dabei ging es Flacius in diesem Streit nicht nur um das bekannte, daß „*in statu confessionis nihil adiaphoron esse*“, sondern er zeigte an den angeblichen „*adiaphora*“ auf, daß in „*praesentibus adiaphoris multa sint natura impia*“ (in den gegenwärtigen Mitteldingen vieles der Natur nach gottlos ist). Der geschulte Romanist sah viel genauer als andere die Verquickung von nominalistischem „*meritum de congruo*“ mit Erasmianischen Vorstellungen vom *liberum arbitrium*, vermischt mit paulinischer und lutherischer *justificatio sola gratia, sola fide*. Flacius wandte sich erst nach Lüneburg, dann kurz nach Hamburg, um dann endgültig sich in Magdeburg, als unseres „Herrgotts Kanzlei“, niederzulassen. Wegen des Widerstandes gegen das Interim tat der Kaiser diese Reichsstadt in die Reichsacht, und zu deren Vollstreckung beauftragte er den „Judas von Meißen“, Kurfürst Moritz von Sachsen. Am 9. November 1551 kapitulierte die Stadt. In den Übergabeverhandlungen wurde allerdings ausbedungen, daß Flacius und auch Gallus sich in Freiheit in den sächsischen Landen aufhalten durften.

Der Umschwung in der Politik des Moritz von Sachsen, die Flucht des Kaisers aus Innsbruck, der Passauer Vertrag 1552 und der Augsburger Religionsfrieden 1555 machten zwar dem ganzen interimistischen Spuk ein jähes Ende, aber die geschlagenen Wunden blieben und schwärten weiter. Auf der einen Seite Haß gegen Flacius, Amsdorf, Gallus und die Norddeutschen, auf der anderen Seite der stete Verdacht der Magdeburger, daß bei den Wittenbergern nicht nur die Sorge um Überleben der lutherischen Kirche, sondern eben auch eine andere Theologie eine wesentliche Rolle gespielt habe. Dieser Verdacht wurde insbesondere durch die Lehren des Georg Major bestärkt. Dieser, ein gebürtiger Nürnberger, den es frühzeitig nach Sachsen verschlagen hatte, der eine Zeitlang Rektor in Madeburg, dann Superintendent in

Eisleben und schließlich Schloßprediger in Wittenberg und 1544 sogar Rektor der Universität Wittenberg war, machte sich den Satz Melanchthons, den dieser seit 1535 in den loci vertrat, zu eigen, daß „gute Werke notwendig zur Seligkeit“ seien. Nun war Major gerade ein Mitverfasser des Leipziger Interims (obschon er in Leipzig selbst nicht anwesend war), in dem dieser Satz wieder zu finden war, während man bei der Rechtfertigung das „sola“ bei der Gnade weggelassen hatte. Wenn auch Flacius dem Major zubilligte, daß er nicht römisch lehre, so konnte er ihm doch auch nicht zugestehen, daß seine Lehre evangelisch sei. Der Streit nahm häßliche, persönliche Züge an. Zur gleichen Zeit aber fochten Flacius und seine Magdeburger Freunde wieder gemeinsam mit den Wittenbergern gegen den Mann, der in Nürnberg die Reformation eingeführt und nach 1548 als Flüchtling des Interims in Königsberg in Ostpreußen Zuflucht gefunden hatte, gegen Adreas Osiander und seine mystische Rechtfertigungslehre. Einsam setzte daneben noch Flacius den Kampf Luthers gegen die Schwärmer und Kaspar Schwenkfeld fort – kurz wohin wir sehen, hallte die evangelische Welt wider vom Kampfesgeschrei. Und dies gerade in der Zeit, als das Konzil von Trient noch im Gange war und eine Einigung aller Evangelischen mehr als nötig gewesen wäre.

So sind auch die Jahre 1553–1557 erfüllt mit Einigungsversuchen der Fürsten und insbesondere auch der Hansestädte, um zwischen Magdeburg und Wittenberg Frieden zu stiften. Es kamen die Verhandlungen von Cosswig und die Tage von Weimar und schließlich im März 1558 der von Melanchthon im Auftrag der führenden evangelischen Fürsten ausgefertigte Frankfurter Recess – alles große Anstrengungen, aber ohne Erfolg. Im Grunde kamen sich die Gegner nicht einen Fuß breit näher. Als nun Flacius und seine Anhänger, wenn auch nicht leichten Herzens, um die Sache aus der Hand der Fürsten zu nehmen und der Gemeinde zu überliefern, eine allgemeine Synode als Lösung vorschlugen, da vergällten sie mit diesem Plane die letzten Tage und Stunden des alten Melanchthon. „Die von der dummen, flacianischen Rotte in Gang gesetzten Werke“ sind ihm „nur eine Räubersynode“. Am Himmel tut sich Schlimmes. Saturn und Mars sind in Konjunktion. „Aber ich befehle mich dem Sohne Gottes, der mich vielleicht hinwegnimmt, ehe die Räubersynode zustande kommt, welche die Flacianer in unverschämter Weise zusammenzubringen suchen.“ Kurz vor seinem Tode stellt der müde Greis eine Bilanz über Leben und Sterben auf: links: was zu verlieren ist: *discedes a peccatis, liberaberis a aerummis et a*

rabie theologorum. rechts: der Gewinn: venies in lucem, videbis deum, intueberis filium dei, disces illa mira arcana, quae in hac vita intelligere non potuisti, cur simus conditi, qualis sit copulatio duarum naturarum in Christo. (Abschied wirst du nehmen von den Sünden, erlöst wirst du sein von den Mühsalen und von der Wut der Theologen — du wirst ins Licht kommen, wirst Gott schauen, den Sohn Gottes betrachten, jene wundersamen heiligen Geheimnisse lernen, die du in diesem Leben nicht begreifen konntest; warum wir so geschaffen sind, wie die Verbindung zwischen den Naturen Christi sei.) Am 19. April 1560 fuhr er ohne merklichen Kampf „fein still und gelind über seinem Gebet dahin zu seinem lieben Herrn Jesu Christo, den er stets mit Herz und Mund gelobet und gepreiset hat“.

Im Kampf zurück blieb Flacius.

Bereits im Mai des Jahres 1557 hatte er einen ehrenden Ruf an die junge Universität Jena erhalten und man hatte ihm zugleich mit Erhard Schnepf eine kirchliche Obersuperintendentur übertragen. Seine Antrittsvorlesung war ein leidenschaftliches Bekenntnis zu Luther als dem „3. Elias“. Nach seinem Tode aber hätten sich die „Kerkertore der Hölle“ aufgetan. Das tridentinische Konzil und die beiden Interim seien die schweren Schläge Satans gewesen, die aber durch das Bekenntnis zur Wahrheit abgewiesen worden seien. Die jungen Studenten warnte er davor, „Nachbeter und Bewunderer ihrer Doctores und Lehrer zu werden, sich auch nie mit deren Schriften und Werken zufrieden zu geben, sondern immer und ausschließlich sich der heiligen Schrift zuzuwenden. Die Kenntnis der Quellen der göttlichen Wahrheit, das ist die Hauptsache“. Wir sehen, wie sich Flacius müht, das, was ihm groß geworden ist, auch bei anderen groß werden zu lassen. „Ein Redner sei er nicht, und wer beim Studium der Theologie nach wahrer Frömmigkeit trachte, der könne und müsse auch mit einer einfachen und klaren Rede zufrieden sein.“ Mit so vielen Hoffnungen und Erwartungen Flacius nach Jena gekommen war, mit so vielen Enttäuschungen und Bitterkeiten schied er im Februar 1562 wieder, nachdem am 10. 12. 1561 vom Herzog seine Entlassung ausgesprochen war. Was war die Ursache? Ein vier Jahre jüngerer Kollege, Viktorin Strigel, fühlte sich in seiner bisherigen Stellung durch Flacius beeinträchtigt. Er versuchte, Melancthons Meinung vom freien Willen gegen Flacius zu verteidigen. In diese Auseinandersetzung griff der Hof des Herzogs Johann Friedrich durch den gewalttätigen Kanzler Chr. Brück bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin mit roher Gewalt ein. Erst wurde Strigel

und Superintendent H \ddot{u} gel gegen den Willen des Flacius gefangengesetzt. Dann kam es zu einer befohlenen Disputation zwischen den beiden in Weimar, was die R \ddot{u} ckkehr Strigels zur Folge hatte. In Weimar und in Jena wurden auf den Kanzeln harte K \ddot{a} mpfe ausgefochten. Die Mehrzahl der Th \ddot{u} ringer Pfarrer stand allerdings hinter Flacius. Dieser bekam dann je l \ddot{a} nger je mehr die f \ddot{u} rstliche Ungnade zu sp \ddot{u} ren. Seine Schriften sollten vorzensiert werden. Da entschlossen sich die Theologen zu einem warnenden Brief an den Herzog, der nach dem Urteil Pregers zu dem Freim \ddot{u} tigsten und K \ddot{u} hnsten geh \ddot{o} rt, was von geistlicher Seite je einem weltlichen F \ddot{u} rsten gesagt worden ist. (II 153/154)

„Will uns deine Hoheit auf diese Weise haben, so wollen wir gerne noch eine Zeit lang in diesem Lande bleiben. Glaubt sie aber, solche Theologen seien ihrer Schule und ihren Kirchen verderblich, so m \ddot{u} ssen wir es leiden, wenn sie uns verfolgt und in die Verbannung st \ddot{o} ßt. Das kann deine Hoheit leicht tun; aber Gott dem Allm \ddot{a} chtigen und Gerechten, der das alles sieht, wird sie Rechenschaft daf \ddot{u} r geben m \ddot{u} ssen. Da k \ddot{o} nnen die Blendwerke, mit welchen jene Menschen deine Hoheit jetzt bezaubern und betr \ddot{u} gen zu ihren und vieler Andern h \ddot{o} chstem Unheil, nicht l \ddot{a} nger vertuscht und bem \ddot{a} ntelt werden.“

„Wohl sind wir waffenlos und von aller menschlichen Hilfe verlassen; aber wir haben einen Herrn, der m \ddot{a} chtig ist im Streite und der mit eisernem Stabe die H \ddot{a} upter unserer Feinde wie T \ddot{o} pfergeschirr zerschmettern kann, und ihn werden wir anrufen mit brennendem Herzen, da \ddot{b} der und jener sterbend noch ausrufen soll: So hast du dennoch gesiegt, Galil \ddot{a} er! und wissen und bekennen soll, es gebe nichts Traurigeres und Schwereres, als Krieg f \ddot{u} hren mit dem Sohne Gottes und seinen Lehrern. Und da \ddot{b} wir das seien, das wissen wir und bekennen es und werden es bekennen, auch wenn die ganze Welt dawider knirschet und w \ddot{u} thet.“

Mit gro \ddot{b} en Pl \ddot{a} nen zog Flacius mit seiner kr \ddot{a} nkliehen Frau und sieben Kindern \ddot{u} ber N \ddot{u} rnberg nach Regensburg. Alle Rufe nach Magdeburg, Rostock und dem Norden, der sein Anliegen immer willig aufgenommen hatte, schlug er aus. Was trieb ihn in diese Stadt, in der erst vor kurzem und unter vielen Beschwerden die Reformation eingef \ddot{u} hrt worden war? Es ist zun \ddot{a} chst die Verbundenheit mit dem Leiter des dortigen Kirchenwesens, seinem alten Kampfgef \ddot{a} hrten aus der Magdeburger Zeit, Nicolaus Gallus (Hahn aus K \ddot{o} then). Noch vielmehr bewegt ihn aber eine andere Idee: Von Ingolstadt bis Wien, von Wien bis Padua ist keine Akademie. In jenen Grenzl \ddot{a} ndern Bayerns und \dd{O} ster-

reichs sei noch viel Verlangen nach Wahrheit. Von dort könnte das Evangelium in die Nachbarländer verbreitet werden. Von den Theologen in Regensburg konnte dann auch die Bibel in seine liebe illyrische Sprache übersetzt werden. „Mein Sinn steht nach den Saatfeldern des Ostens und des Südens, die schon weiß sind zur Ernte und wo nur wenige und mittelmäßige Arbeiter sind.“ Ganz offenbar ist es die größere Nähe zur Heimat, der er sich verpflichtet weiß, was ihn getrieben hat. Aus den großen Plänen wurde nichts. Die Universität Regensburg, an die Flacius mit Recht gedacht hat, ist erst in diesen Jahren gegründet worden. Kümmerlich lebte er als Privatlehrer. Dabei mußte er manche Gehässigkeiten erdulden, z. B. daß er durch Wucher reich geworden sei. Er hatte 2000 Gulden bei der Stadt auf Zins angelegt. (Das Jahresgehalt in Jena betrug 300 Gulden und 300 Taler für Holz.) Dazu kamen persönliche Schicksalsschläge. Am Anfang des Jahres 1564 stirbt ihm über der Geburt ihres 12. Kindes seine liebe Frau. Sie war die Tochter eines Pfarrers Michael Faustus aus Dabrun, eines armen und frommen Greises, „der lange der Kirche gedient hatte“, wie Melanchthon von ihm rühmt. „Unter Tränen und Sorgen verzehre ich mich und keine Stunde vergeht, ohne daß mir das Bild der entschlafenen Gattin vor die Seele tritt.“ Die Kräfte seines Körpers sind aufgezehrt, sein Magenweigert ihm fast alle Speisen. „Keine Milch, nichts Gesalzenes, keine Art Fisch, Saures, stark Gewürztes, nichts aus Eiern und ähnliches.“ Dazu wurden ihm auch vier von seinen noch lebenden 6 oder 7 Kindern krank und 2 folgten auch der Mutter nach. Der Freund Gallus riet ihm zu einer abermaligen Ehe. „O daß ich doch aus diesen Stürmen der Seele endlich einmal in einen ruhigen Hafen gelangen könnte.“ Er wählte Magdalena Ilbeck, die nachgelassene Tochter eines Pfarrers aus Dollendorf, zur zweiten Gemahlin. Auch sie hat Kreuz und Leid redlich und tapfer mit ihm geteilt. Nachdem es mit einer ordentlichen Lehrtätigkeit in Regensburg nichts wurde, der Rat der Stadt auch den harten Kämpfer gegen das Konzil zu Trient gegenüber den kaiserlichen Nachstellungen nicht schützen konnte, verließ er 1566 Regensburg und folgte einer Einladung Wilhelms von Oranien nach Antwerpen. Dort verfaßte er das „Bekenntnis der evangelischen Geistlichen von Antwerpen“. Aber schon im nächsten Jahr vertrieb ihn der Krieg aus dieser Stadt.

Er wandte sich nach Frankfurt, wo er seine Familie zurückgelassen hatte. Im Mai kam dort sein Sohn Johannes, das erste Kind aus der zweiten Ehe zur Welt. Wegen seines Auftretens gegen die Calvinisten

in den Niederlanden und auch in Frankfurt, konnte er auch dort nicht bleiben. Er beschloß, nach Straßburg zu gehen. Am 14. November 1567 kam er dort mit seiner „vom Elend gequälten Schar“ an. Seine Aufenthaltsgenehmigung war zunächst auf ein dreiviertel Jahr befristet. Vorsichtig forderten sie durch den Superintendenten Johann Marbach, der übrigens gut lutherisch gesinnt war, genaue Auskunft über sein Leben. Darauf schrieb er für sie die nie im Druck verbreitete „Narratio actionum et certaminum“, deren Abschriften für uns die wichtigste Quelle über seine Herkunft, seine Lebensgeschichte und seine Streitigkeiten bilden. In der Zwischenzeit hatten sich in ganz Deutschland Kräfte geregt, um die zerstrittene evangelische Kirche zu einen. Ihre Wortführer und Sachwalter waren insbesondere der Kanzler der Tübinger Universität Jakob Andreae und der evangelische Abt von Bebenhausen, Biedenbach. 25 Jahre mühseliger Arbeit hat Jakob Andreae darangewendet, um in endlosen Verhandlungen, unter bitteren Enttäuschungen, nach Rückschlägen immer von neuem beginnend das Einigungswerk der evangelischen Fürsten und Theologen zustande zu bringen, das dann schließlich in der Konkordienformel am 25. Juni 1580, 5 Jahre nach dem Tod unseres Matthias Flacius, seinen Abschluß fand. Es ist hier nicht der Ort, über die Einzelheiten dieser verwickelten Verhandlungen zu berichten – uns geht es um den Einfluß dieser Bestrebungen auf Flacius und umgekehrt. Am 6. November 1569 übersandte Andreae an die Straßburger einen Einigungsvorschlag über 5 strittige Artikel:

1. von der Rechtfertigung des Glaubens
2. von guten Werken
3. vom freien Willen
4. von den Mitteldingen (adiaphora genannt)
5. vom heiligen Abendmahl.

Flacius verweigerte die Unterschrift, weil er die Artikel in dieser Form für die klare Verkündigung des Evangeliums in der Kirche nicht für ausreichend hielt. Andreae gelang es andererseits, die Straßburger Theologen auf seine Seite zu ziehen. So stand Flacius wiederum allein und, menschlich gesprochen, völlig schutzlos dem letzten großen Sturm gegenüber, der sich gegen ihn zusammenbraute.

Während seiner Regensburger Jahre hatte Flacius Zeit und Kraft gefunden eines seiner großen wissenschaftlichen Werke zu verfassen: die „Clavis scripturae sacrae seu de sermone sacrarum literarum“. 1567 erschienen die beiden Bände, ergänzt 1570 durch seine umfang-

reiche „Glossa compendiaria in novum testamentum“. Für den Straßburger Aufenthalt ist besonders ein Traktat aus der Clavis mit dem Titel „De peccato originale aut veteris Adami appellationibus et essentia“ wichtig. In ihm stellt Flacius seine Meinung über das Wesen der Sünde dar. Er tut dies nicht aus Lust am theologischen Disputieren, sondern weil er in der Frage „Sünde – Rechtfertigung“ die Wurzel der gesamten menschlichen Existenz vor Gott sah. Wie in einem Brennpunkt liefen hier auch alle Strahlen zusammen, die von den Kämpfen zwischen Luther und Rom und nach Luther zwischen den Theologen im näheren und weiteren Umkreis um Melanchthon und Flacius ausgingen. Viktorin Strigel, den wir in Jena kennengelernt haben, vertrat die Ansicht, daß die Erbsünde nur ein Accidens der menschlichen Natur sei. Die eigentliche Substanz bleibe dadurch nur verhältnismäßig beeinträchtigt. Man entferne nur das anhaftende Gift der Sünde, und der ursprünglich gute Mensch kommt wieder zum Vorschein. Hier widerspricht Flacius in leidenschaftlichster Form. Ihm geht es zuerst und zuletzt nicht um Teile des Menschen, sondern immer um den „Totus homo“. Der ganze Mensch war gebildet zur „Imago DEI“. Der ganze Mensch ist es, dessen sich Satan bemächtigt hat und dessen Gottes Ebenbildlichkeit er „transformiert“ hat. „Seine besten Kräfte, nämlich Verstand und Wille, sind durch Satans Trug so ins Gegenteil verkehrt, daß sie zum wahrhaften und lebenden Ebenbild des Satans geworden sind. Die Erbsünde ist demnach zur Substanz des Menschen geworden. Allerdings trennt er bei allen Auseinandersetzungen sehr scharf zwischen der substantia materialis – das ist der von Gott geschaffene Mensch, der allezeit verantwortliches Geschöpf bleibt – und der substantia formalis – das sind die Kräfte, die den Menschen so deformiert haben, daß er zum lebendigen Feind und Widersacher Gottes wird. Flacius spricht in seinen Begriffen aus, was Luther bereits mit unüberbietbarer Schärfe in seinem „de servo arbitrio“ gesagt hatte und was letztlich Paulus im Römerbrief und Galaterbrief unermüdlich zum Ausdruck bringt. Diese Schrift wirkte in Wittenberg und in Braunschweig, in Jena und Gera wie eine Brandfackel. Die angesehenen Theologen Mörlin und Chemnitz, Musäus und insbesondere Tilman Heshusius verbanden sich gegen ihn. Gerade der Letztere machte sich zum Wortführer der ganzen Gruppe, indem er Flacius vorwarf, daß er damit den Teufel zum Schöpfer des Menschen mache und damit in die alte Irrlehre der Manichaer zurückfalle. Es gelang Heshusius sogar, Flacius' einzigen verlässlichen Freund von ihm abwendig zu machen,

Gallus in Regensburg. Ein wahres Netz von Lügen und bewußten Entstellungen wird in zahlreichen Schriften gegen ihn ausgebreitet. Er steht dem fast machtlos gegenüber. „Ich durste“, schreibt er in jenen Tagen an Gallus, „nach Aufrichtung der Wahrheit und der Eintracht mit den Brüdern, wie der Hirsch nach frischem Wasser schreiet und das dürre Erdreich nach Regen lechzet. Aber mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort, ich muß denken und tun, was ich denke und tue“. Hier haben wir den ganzen Flacius. Immer wieder berief er sich auf eine öffentliche Synode, oder zumindest auf eine offene Disputation mit seinen Gegnern. Im Sommer 1572 begab er sich deswegen unversehrt zum Grafen Vollrath nach Mansfeld. Keiner seiner Gegner konnte die verbreiteten Beschuldigungen aus seinen Schriften beweisen – ihre feindliche Haltung gegen Flacius änderten sie nicht.

In diesem Zeitpunkt sah nun Andreae seine Gelegenheit gekommen, Flacius es heimzuzahlen, daß die Straßburger auf seine Veranlassung hin seine Einigungsthesen nicht unterschrieben hatten. Es kam zu einer Begegnung zwischen den beiden. Flacius tat alles, um sich dem gewandten Unterhändler – das war Andreae zweifelsohne – verständlich zu machen. Das einzige Ergebnis dieser Begegnung war jedoch, daß es Andreae hinterher durch Briefe an die Straßburger Prediger gelang, diese von ihm abtrünnig zu machen. Sie wandten sich an den Magistrat mit der Bitte, gegen den mißliebig Gewordenen einzuschreiten. Dieser zögerte die Sache noch eine Weile hin. Als aber Flacius von seiner Reise nach Mansfeld zurückkehrte, bestimmten sie ihm den Frühling des folgenden Jahres 1573 als letzten Termin seines Aufenthaltes in ihren Mauern. Der Winter mit verschiedenen Reisen hatte seine angegriffene Gesundheit weiter untergraben. Es tritt jetzt das Flacius-Gesicht in Erscheinung, wie es auf dem Holzschnitt, soweit bekannt, dem einzigen Abbild aus seinen Lebzeiten, zu sehen ist.

Von seinen bisher 17 Kindern waren ihm noch 8 geblieben, die zum Teil kränklich waren. So mußte er sie und seine Frau in Straßburg zurücklassen, als er im Mai 1573 eine Einladung auf das Schloß des Erbmarschalls von Hessen, des Hr. Hermann Adolph von Riedesel, erhielt. Mit ihm stand er in freundschaftlicher Verbindung. Ihm hatte er auch 1571 die von Beatus Rhenanus bereits 1530 erwähnte und von dem Augsburger Arzt Gassar abgeschriebene Ausgabe der althochdeutschen Evangelienharmonie des Mönchs Ottfried von Weißenburg gewidmet. Im benachbarten Fulda kam es dabei zu einer Art Disputation unter der Leitung des Abtes von St. Peter mit zwei Jesuiten, die von

Flacius mit der Schilderung der Freudenbezeugungen des heiligen Vaters über die grauenvollen und unerhörten Morde der Pariser Bluthochzeit in der Bartolomäusnacht des 23. August 1572 eröffnet wurde. Riedesel hat ihm wahrscheinlich auch das Asyl im Kloster der „Weißen Frauen“ in Frankfurt am Main verschafft. Die evangelische Priorin Katharina von Meerfeld nahm ihn, ohne erst den Rat der Stadt zu fragen, mit seiner Familie auf (8. 6. 1573).

Einige Monate zuvor (3. 3. 1573) war in Weimar Herzog Johann Wilhelm gestorben. Für dessen unmündige Söhne übernahm der Kurfürst August von Dresden die Vormundschaft. Er stand vollständig unter dem Einfluß der Melanchthonianer, die sich bereits längst geistlich auf die Seite Calvins — wenigstens in der Abendmahlsfrage — gestellt hatten. Gerade Kurfürst August war es daher auch, der seit Regensburg nichts unversucht gelassen hatte, um den treuen lutherischen Mahner mundtot oder auch leiblich tot zu machen. Er war es, der dafür eigens bezahlte Agenten in Straßburg wirken ließ. Er intervenierte auch sofort beim Frankfurter Rat gegen die Aufnahme des Flacius. Die tapfere Priorin Katharina von Meerfeld aber wehrte alle Angriffe ab. Wie schnell sich die Dinge ändern konnten, zeigte der plötzliche Umschwung in Sachsen.

In Leipzig gab der Verleger Ernst Vögelin eine kleine anonyme Schrift unter dem lateinischen Titel: *Exegesis perspicua et ferme integra controversiae de sacra coena* (klare und sehr saubere Untersuchung der Auseinandersetzung über das heilige Abendmahl) heraus. Sie stammte angeblich von dem kurz zuvor verstorbenen schlesischen Arzt Joachim Curäus. In ihr war ganz unverblümt die calvinische Abendmahlslehre vertreten. Dem Kurfürst „Vater August“ gingen nun plötzlich die Augen auf, daß in seinen Landen wie im Herzogtum Sachsen Schüler Melanchthons, allen voran dessen Schwiegersohn Kaspar Peucer, am Werke waren, unter dem Schein des Luthertums die etwas gemilderten calvinischen Lehren einzuführen. Ein schweres Strafgericht über die Hauptschuldigen war die Folge. So wie er im Jahr zuvor noch 111 Geistliche als Anhänger des Flacius aus Thüringen vertrieben hatte, so wenig schonte er jetzt seine eigene melanchthonianische, oder wie sie sonst hieß, philippistische Partei.

Flacius durfte daraus einige Hoffnung schöpfen, daß seine Anliegen wieder mehr und richtiger zu Gehör gebracht werden könnten. Von einem seiner Söhne begleitet, machte er sich im Frühjahr 1574 unverzüglich auf den Weg nach Mansfeld, Berlin und Schlesien. Es ging ihm



Matthias Flacius, Straßburg 1573

dabei um sein altes Anliegen: eine Synode, oder ein deutsches Konzil sollte mit kaiserlicher Billigung eigenständig über die evangelischen Glaubensfragen entscheiden. Rat und Hilfe erwartete er sich dabei besonders vom Markgrafen von Ansbach Georg Friedrich, der sich um diese Zeit in Schlesien aufhielt. Leider traf er ihn nicht an, wurde aber statt dessen vom Grafen Sebastian von Zedlitz auf Schloß Lehnen freundlich aufgenommen. Er vermittelte ihm auch eine Unterredung mit den Geistlichen und Schullehrern der Gegend, die sich unter der Führung von Jakob Coler, eines Vorfahren von Johann Wolfgang von Goethe, gesammelt hatten. Am 12. Mai 1574 fand dieses Colloquium auf Schloß Langenau statt, das später durch den Kornett von Rainer Maria Rilke berühmt geworden ist. Es ging bei diesem Gespräch wieder um die klare Definition des Begriffes „Erbsünde“, und Flacius konnte mit Freude und Genugtuung feststellen, daß man bereitwillig und mit Hochachtung seine Argumente aufnahm. Dieser Mai war der letzte Sonnenblick in Flacius' Leben. Nach Frankfurt zurückgekehrt, eröffnete Andreae von neuem seine Angriffe gegen ihn, wobei er sich nicht scheute, Protokolle früherer Unterredungen entstellt wiederzugeben. Am Ende des Jahres erkrankte er von neuem. Der Rat von Frankfurt gewährte ihm daher nochmals Aufenthalt bis zum Mai 1575. Trotz seiner Schwäche wandte er seinen ganzen Fleiß noch auf die Weiterführung der Glosse zum Alten Testament. Er hat sie nicht mehr vollenden können. (Als Manuskript liegt sie in Wolfenbüttel.) Am 9. März 1575 fesselte ihn eine längere Ohnmacht ans Bett. Am 10. ließ er durch seinen Sohn Daniel die beiden Prediger Hartmann Beyer und Matthias Ritter rufen. Er wollte vor ihnen noch einmal seine Meinung über die Erbsünde zusammenfassen und sich darauf das Abendmahl reichen lassen. Ritter bat ihn darum, dies doch schriftlich zu tun, und der Kranke willigte ein: „Ich danke dir, mein Bruder, für diesen guten und nützlichen Rat; ich werde es meinem Sohn diktieren und unterschreiben.“ Als sich die beiden Geistlichen entfernt hatten, wendet er sich an seine Frau und seine Kinder: (Preger II S. 526, 1. Abschnitt) „Mein Leben stehet in Gottes Hand, der mache es mit mir nach seinem gnädigen Willen und Wohlgefallen. Leiden möchte ich zwar, nur möchte ich so stark sein, noch zweierlei Sachen verrichten zu können: die geistliche, mein Bekenntnis belangend, dasselbe zum letzten in eine Schrift zu verfassen, und die weltliche, euch betreffend, wie ihr es nach meinem Absterben miteinander halten sollt; wiewohl was die geistliche Sache angeht, berufe ich mich auf meine vielfältigen Bücher

und Schriften, wer aus denselbigen sich nicht berichten lassen will und meine Meinung verstehen, dem wird mit einem kurzen Bekenntnis nicht mehr zu helfen sein.“

Gegen Nacht wurden seine Schmerzen heftiger. Am nächsten Morgen kam er noch einmal zum Bewußtsein. Mit dem Gebet: Jesu christe fili DEI miserere mei befahl er seine Seele Gott. Am Morgen des 11. März 1575 verstarb er im Alter von 55 Jahren und 8 Tagen. Tags darauf wurde er unter zahlreichem Trauergeloge auf dem Friedhof St. Peter zu Grabe gebracht. Eine Leichenpredigt wurde von den Frankfurter Geistlichen nicht gehalten. Sein Schüler Kaspar Heldelin hat eine geschrieben und zu Ehren seines Lehrers drucken lassen. Andreae kann es sich nicht versagen, den Toten noch zu schmähen. „Ich habe mit ihm fürderhin nichts mehr gemein mit dem, von dem ich keinen Zweifel trage, daß er nun mit allen Teufeln zu Tische sitze, falls sie gerade zuhause sind und nicht gelegentlich seine Parteigänger – Spangenberg und die übrigen begleiten.“

Flacius' Witwe wurde noch im gleichen Jahr auf ihre Bitte hin als Bürgerin von Frankfurt aufgenommen. Nach zweieinhalb Jahren verheiratete sie sich wieder mit dem Rektor der Barfüßerschule, Heinrich Petrejus.

Ehe wir uns nun den exegetischen Arbeiten des Flacius zuwenden, müssen wir wenigstens kurz auf seine kirchengeschichtlichen Forschungen eingehen. Flacius war Historiker aus Leidenschaft. Das gilt bei ihm nicht nur für die Kirchengeschichte, in der sich Gottes Handeln unmittelbar offenbart, sondern auch für die Profangeschichte. „Nachdem alle Menschen gern von ihren Eltern und Vorfahren viel wissen wollen, auch alles, was bei ihnen Gewohnheit und gebräuchlich war, hochhalten, weil auch alle Menschen gerne von den uralten und fremden Sprachen wissen wollen, so müßte einer ja gar ein Stock und sozusagen kein rechter Deutscher sein, der nicht auch gerne etwas wissen wollte von der alten Sprache seiner Vorfahren und Eltern.“ So schreibt er im Vorwort der althochdeutschen Ausgabe der Evangelienharmonie des Ottfried von Weißenburg. Nach einer Anzahl von Neuauflagen von Quellenschriften während des interimistischen Streites erschien aus seiner Feder beim Freund Oporin in Basel 1556 sein *Catalogus testium veritatis* (Verzeichnis der Wahrheitszeugen). Es geht ihm darum, aufzuzeigen, wie Gott allezeit in seinem Volk und in seiner Kirche die 7000 übriggelassen hat, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor dem Baal (1. Kön. 19).

Ihm ging es dabei nicht so sehr um Vertreter der reinen Lehre, oder

gar Märtyrer, sondern wie der Titel sagt: „Zeugen der Wahrheit“, die zu ihrer Zeit, in einer bestimmten Situation, gegen bestimmte Widersacher ein Stück der göttlichen Wahrheit verkündigt haben. Das geht an bei Adam, Seth, Noah bis zu Mose, den Propheten, Christus und den Aposteln bis Bernhard von Clairvaux und Tauler. Nun sei in dieser „letzten Zeit, als die Wahrheit fast ganz zerstört war, durch eine ungeheure Wohltat Gottes die wahre Religion völlig wiederhergestellt worden. Jetzt sei es aber an der Zeit nachzuweisen, daß die wahre Kirche niemals abgefallen sei, sondern auch trotz der römischen Verkehrungen immer bestanden habe“.

Daher plante er mit einem Stab von Mitarbeitern die Herausgabe eines Quellenwerkes, das nach völlig neuen Gesichtspunkten geordnet sein sollte. Alle bisherigen Kirchengeschichten sind annalistisch – biographisch. Als einziges Ordnungsprinzip läßt sich die Einteilung in die vier Monarchien erkennen, wie sie z. B. bei Carions Chronik von 1532, aber auch bei Johannes Sleidan angewendet wird. Flacius will aber die Kirchengeschichte in einzelne Sachzusammenhänge aufteilen. Ihm schwebte eine Methode der Loci vor, wie sie seit 1521 durch Melancthon im Bereich der Lehrdarstellung üblich geworden war. So wurde mit einem gewissen Schematismus dann tatsächlich jeder Zeitabschnitt der Geschichte, der jeweils auf etwa 100 Jahre bemessen ist, in 16 Kapitel aufgeteilt:

1. Allgemeine Charakteristik der Zeit
2. Stand und Ausbreitung der Kirche
3. Verfolgung und Ruhe der Kirche sowie die Strafen der Verfolgten
4. Lehre der Kirche und ihre besondere Richtung
5. Irrlehren und offenbare Irrtümer
6. Zeremonien und Riten der Kirche
7. Verwaltung und Leitung der Kirche
8. Spaltungen und leichtere Streitigkeiten
9. Konzilien
10. Bedeutende Persönlichkeiten in der Kirche
11. Irrlehrer und Verführer
12. Märtyrer
13. Wunderbare Ereignisse
14. Die äußeren und politischen Angelegenheiten der Juden
15. Religionen außerhalb der Kirche, wie Judaismus und Heidentum
16. Veränderungen im Bereich der politischen Imperien

Im Februar 1552 wandte er sich mit diesen Ideen an den Mann, der das Quellenmaterial beschaffen und sichten sollte, den königlichen Rat Kaspar von Niedbruck. Dieser war in Metz bei seinem Onkel Bruno von Niedbruck, dem Schwiegervater Sleidans, aufgewachsen, hatte in Straßburg, Orleans, Erfurt, Wittenberg, Padua und Bologna eine vorzügliche humanistische und juristische Ausbildung erhalten, sprach gleich gut Deutsch, Latein und Französisch, beherrschte aber auch das Italienische, Spanische und Griechische. Sein Diplomattendienst öffnete ihm alle Türen zu Archiven und Bibliotheken. Von größter Wichtigkeit war nun neben der Gewinnung des Materials, die der geeigneten Mitarbeiter. Es sollten zunächst ein Rektor, zwei Mitarbeiter und ein Schreiber sein. Am 16. Februar 1556 kam es zur Bildung eines aus fünf Männern bestehenden Kollegiums in Magdeburg. Es sind dies M. Flacius, D. Martin Cop (ein Arzt), M. Johannes Wigand, Pastor, und H. Matthäus Judex, Prediger. Als Schreiber war zunächst der Schulrektor Gottschalk Prätorius vorgesehen, in dessen Haus die Zusammenkunft stattfand; übertragen wurde jedoch das Amt an Basilius Faber. Zwei grundlegende Instruktionen wurden festgestellt, nach denen bis zur Beendigung das Werk gestaltet werden sollte. Dabei ging es um die Gesichtspunkte der Sammlung, die Auswahl und Anordnung und die endgültige Redaktion. Die Wittenberger hatten ihren Spott an dieser Form wissenschaftlicher Teamarbeit. Sie ist ihnen zu schwerfällig. „Vitiae primae coctionis non corriguntur in secunda.“ (Die Fehler des ersten Aufkochens werden beim zweiten Mal nicht gebessert.) Es setzten auch bald erhebliche Verdächtigungen ein, daß Flacius für das Werk anvertraute Gelder unterschlagen habe und für sich verbraucht. Diese Vorwürfe mußten mit dem Erscheinen des ersten Bandes 1559 bei Oporin in Basel verstummen. Diese historia ecclesiastica trägt einen langen Titel. Sie wird fortan aber nur unter der Bezeichnung „Magdeburger Zenturien“ in der Wissenschaft geführt. Und wahrlich: die Kirchengeschichtsschreibung hatte viel davon zu lernen – und hat es auch gelernt, wenngleich zu späteren Zeiten man allmählich vergaß, die Quellen anzugeben. Professor Elert in Erlangen konnte gelegentlich sagen, daß sich die Dogmengeschichte Adolf von Harnacks seitenweise wie die Magdeburger Zenturien lese. Wir wollen die verwickelte Geschichte der Herausgabe und die wohl nie mehr ganz zu lösende Frage, was nun tatsächlich vom Inhalt der Zenturien von Flacius stammt, was von Wiegand oder Judex oder anderen Mitarbeitern, nicht weiter verfolgen. Das Werk ist nur bis zur 16. Zenturie gediehen,

die heute noch unveröffentlicht in Wolfenbüttel liegt. Die römische Kirche reagierte von Anfang an äußerst allergisch gegen dieses „pestilentissimum opus“. Gerne nahm sie alte Vorwürfe auf, daß Flacius außer den angeblichen Geldunterschlagungen auch rücksichtslos Archive und Bibliotheken geplündert habe. Preger ist allen diesen Anschuldigungen sehr gewissenhaft nachgegangen und stellt fest, daß kein einziges Kloster, kein Archiv zu Lebzeiten Flacius' solche Verdächtigungen ausgesprochen habe. Es gibt nur zwei zuverlässige Klagen. Melancthon und die Stadt Erfurt behaupteten, er habe Bücher, die man ihm geliehen habe, gestohlen. Flacius setzt sich dagegen kräftig zur Wehr, aber bis zum heutigen Tag ist die Fabel vom „culter Flacianus“ (vom Schreibmesser des Flacius) nicht verstummt. Bei seinem Tode hatte er 165 Handschriften hinterlassen, die der Herzog für 247 1/2 Taler aufgekauft hat, also 1 1/2 Taler pro Stück. Flacius hat der Wissenschaft einen ungeheuren Dienst erwiesen, indem er die Bedeutung dieser Urkunden erkannte, die zum Teil heute einen wertvollen Bestand der Wolfenbüttler Bibliothek ausmachen. Wollen wir diesen Abschnitt abschließen mit dem Satz, daß durch Flacius in die Kirchengeschichtsschreibung ein neues Verantwortungsgefühl gegenüber den Quellen eingekehrt ist und durch ihn eine neue, sachgemäße Ordnung des Stoffes gefunden wurde.

Doch wenden wir uns nun seinen exegetischen Arbeiten zu. „Zwei Dinge fehlen der gereinigten Kirche: ein gelehrter Bibelkommentar und eine gründliche Kirchengeschichte von Christus bis zur Gegenwart.“ Während letztere Arbeit nach seinen Weisungen vom Gelehrtenstab besorgt wurde, besorgte er ersteres selbst. Wie schon erwähnt, erschien 1567 in zwei Teilen sein *Clavis scripturae sacrae seu de sermone sacrarum literarum*, ein Bibelwörterbuch und eine eingehende Hermeneutik. 1570 folgte die *Glossa compendiaria in novum testamentum* nach, „ein mächtiger Foliant, der außer dem griechischen Text (mit Lesarten) und der verbesserten lateinischen Übersetzung des Erasmus einen Kommentar bietet, der auf dem Nachweis des Zusammenhangs und der Gliederung des Textes sowie auf die stilistischen Eigentümlichkeiten der einzelnen Verfasser besondere Sorgfalt verwendet“ (G. Kawerau in der RE). Das entscheidende Werk hierüber hat der Reinhold Seebergschüler Günter Moldaenke geschrieben. Als 9. Band der *Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte* erschien 1936 bei Kohlhammer in Stuttgart seine Arbeit über das „Schriftverständnis und Schriftdeutung im Zeitalter der Reformation. Teil I Matthias Flacius

Illyricus“. Damals war Moldaenke noch Dozent in Dorpat, heute ist er vielbeschäftigter Gemeindepfarrer in Eberbach bei Heidelberg.

Moldaenke bezieht sich natürlich nicht nur auf die Clavis und Glossa, sondern bearbeitet auch 19 unveröffentlichte Wolfenbütteler Handschriften, insbesondere die über das Alte Testament. Er stellt seine Arbeit unter das Motto des Flacius: *Parvum est evangelium dum id deus revelat et facit facile parvulis; Magnum quoque contra est dum id occultat et facit difficile sapientibus.* (Klein ist das Evangelium, insoweit Gott es enthüllt und leicht den Kleinen macht; groß dagegen ist es, wenn er es verhüllt und schwierig den Weisen macht.) Vor die eigentlichen hermeneutischen Ausführungen stellt Moldaenke die Frage nach den theologischen Voraussetzungen, nach dem theologischen „Ort des Wortes“. Was ist das für ein Gott, der uns in seinem Wort begegnet? Flacius kann den Namen Gottes zunächst als Bezeichnung für die höchste Majestät, als die geistliche Wesenheit, als Ursache und Quelle alles Guten und Schöpfer und Erhalter aller Dinge in gut scholastischer Weise bezeichnen. Zugleich aber stellt er fest, daß es uns unmöglich sei, Gott zu begreifen wie er an sich ist. Er wohnt in einem Lichte, dahin niemand dringen kann. Aber Gott tritt aus sich selbst heraus und gibt sich den Menschen, ohne sich dadurch zu begrenzen, zu erkennen. Nicht in Träumen oder Gesichten sondern in gewollter Anpassung an den Menschen und an seine Erkennungsfähigkeit. Das geschieht in der Person Christi, so daß Christus geradezu der „Name Gottes“ genannt werden kann. Hier wird der ferne Gott zum „Deus correlativus“, der allein überhaupt erkennbar ist (aus rein natürlichem Wissen).

Flacius ist die Gotteserkenntnis „*ex puris naturalibus*“ nicht fremd. Die Zielstrebigkeit und Ordnung des Kosmos, die Erhaltung der Geschöpfe, die Harmonie der Gestirne und nicht zuletzt die Analogie des Mikrokosmos des Menschen zum Makrokosmos des All konnten auf den Gott schließen lassen, der das Leben liebt und der den Menschen liebt. Aber dieses „*ratiocinari*“ (rationalisieren), das „*ad prima principia per analysin ascendat*“ (das zu den ersten Anfängen durch Analyse hinaufsteigt), durch das auch die Philosophen der Antike eine gewisse „*notitia DEI*“ (Kenntnis Gottes) haben, ist eine „*notitia obscura instabilis prorsus otiosa dubitans et fluctuosa*“ (eine dunkle, un-stete, völlig müßige, zweifelnde und fließende Erkenntnis). Ja dieses *ratiocinari* über die *causae primae et secundae* kann Flacius geradezu als Sünde bezeichnen. Er übernimmt dabei die alte Unterscheidung zwischen der Erkennbarkeit eines Dinges an sich und für uns. Hierzu

holt er, der sonst von Aristoteles sowenig hält wie Luther, dessen Psychologie von der anima tabula rasa zur Hilfe. Um Luthers These aus der Genesisvorlesung, daß der Mensch von Natur aus nicht mehr von Gott verstehe als das Vieh, das auch keine Grundsätze über Gott zu bekräftigen habe, regt er das Experiment an, das sich später bei Rousseau findet, ein Kind aufzuziehen, ohne ihm ein Wort von Gott zu sagen. Allerdings dürfe es dabei auch niemals dem Erschrecken, den „Donnerschlägen“ ausgesetzt sein. Aber nun tritt Gott aus seiner Verborgenheit heraus: „Pro ingenti sua philanthropia studioque humani generis . . . veluti de solio suo descendens et sese dimittens accessit hominem eumque coram humanissime allocutus est dans legem et promissiones“ (Um seiner ungeheuren Menschenliebe und seinem Trachten nach dem menschlichen Geschlecht willen verläßt Gott gleichsam seinen Thron, läßt sich herab und begegnet dem Menschen und redet ihn öffentlich auf menschlichste Weise an, indem er ihm das Gesetz und die Verheißungen gibt). Es ist zu beachten: Gottes Sein und Gottes Wort sind nicht gleichzusetzen, wohl aber Gottes Offenbarung und Gottes Wort. „Er will nicht mit uns handeln als mit unvernünftigen Tieren oder Holz oder Stein, sondern durch Lehre und Erkenntnis.“ Und weiter: „Weil wir solche Kreaturen Gottes sind, die nicht ohne Leib, wie die Engel geschaffen sind, sondern einen Leib haben, so will der liebe Gott mit uns durch solche Lehre und Erkenntnis handeln, so durch unsere leiblichen Ohren und Augen zum Herzen einget. Und dazu hat ER (er sage ich, und nicht wir) verordnet die heilige Schrift.“ So kann Flacius Gott auch den einzigen „Lehrmeister der Religion“ nennen und sein Wort die „einzige doctrina“. Dies Wort ist nun weder im scholastischen Sinne als Lehrsystem, noch im humanistischen als Sittenlehre, noch auch wie später bei den Biblizisten als totale Auflösung jeder Lehraussage über Gott zu verstehen, sondern Gott vermittelt durch sein Wort die Erkenntnis seiner selbst, um uns zu dem zu veranlassen, was unseres Lebens Sinn ist: „Deum recte colere“ (ihn recht zu verehren). Von größter Wichtigkeit aber ist, daß dieses Wort „Immutabilis“ also zeitlich und räumlich unbeschränkt ist. Weil Gott sich daran bindet, kann der Mensch damit auch Gott binden — oder wie er sagt: „daß nicht allein Gott dadurch gegen uns handle, sondern man dadurch auch mit Gott handle und ihn gleichsam bestreite und bezwinde, daß er uns nach seiner Verheißung helfe.“ Zum gesprochenen Wort denkt — und das sei nur hier erwähnt — Flacius auch ständig das Sakrament hinzu.

Ausgehend vom Schöpfungsbericht und in richtiger Exegese des hebräischen „dabar“ ist für Flacius Gottes Wort nicht nur Ausdruck seines Willens, sondern zugleich auch dessen Vollzug. „Dixit facta sunt“ (Er hat gesprochen und es ist geschehen). „Solches ist wahr, daß Gott durch das hörliche und schriftliche Wort und richtige Sakrament mit den Menschen handelt.“

Wie verhält sich nun Gottes Wort und Christus? Inmitten der Propheten und Apostel als Kündler des Wortes steht Christus als „pastor grammata et institutor doctrinae“ (Hirte, Lehrer und Begründer der Lehre). Wie Flacius aber Christus „den Namen Gottes selbst“ nennen kann, so ist das „Wort Gottes“ nicht etwas, was wie von andern, auch von Christus verwaltet werden kann, sondern es ist gleichzusetzen mit seinem Sein. Er ist die Pforte, die man nicht gelegentlich durchschreitet, um sie hinter sich zu lassen, sondern auf die man sich immer fest zubewegt. Er selbst ist Inhalt und Gegenstand des Wortes, der Schatz im Acker, der Edelstein im Ring. Christus ist Inhalt des Wortes und Schlüssel zu seiner Erkenntnis zugleich. Hier sind dabei die Gedanken zu beachten, die sich Flacius über den erniedrigten Christus macht, den Christus, „in der Windel“. „Der allmächtige Gott handelt nicht mit uns nach seiner großen Majestät, sondern wie es unsere arme Schwachheit vernehmen kann. Darum hat er auch seinen lieben Sohn den armen Menschen geschenkt, daß er sich erniedrige, demütige, sich nach ihrem Jammer schicke, mit ihnen leiblich rede und handle alles, was mir ihre Notdurft und Nutzen erfordert.“ Wie Gott in seiner Verhüllung in Christus offenbar wird, so wird Christus nicht anders greifbar und gegenwärtig, als in der Niedrigkeit und den Lumpen – des dem Menschen begegnenden, lebendigen Wortes. „Und also ist das Kindlein Jesus, das sogar an einem verachteten Ort in schlechten Windeln eingewickelt liegt, den hochverständigen gewaltigen Herren verborgen, ob es gleich in seinem Kripplein schreiet und weinet, daß man es weit und breit hören kann.“ Hier haben wir Anklänge an die *theologia crucis* der Heidelberger Disputation Luthers und an die Kondescendenzlehre Hermann Bezzels. Mit dem Unterschied, daß diese beiden die Erniedrigung Christi nicht allein auf seine Fleischwerdung, sondern wesentlich auf sein Kreuz bezogen.

Eine weitere Fortbildung haben wir nun bei Flacius in der Feststellung, daß Gott nicht nur durch sein Wort gelegentlich mit uns handeln, sondern in der Form von festen Kontrakten, Bundschlüssen und Testamenten sich selbst dem Menschen gegenüber verpflichtet. Hier haben

wir Anklänge bei Luther, aber vielmehr Ansätze bei Zwingli und Bullinger gleichsam in einer Übergangsstufe zur späteren Föederaltheologie. Drei Bundschlüsse vor Christus unterscheidet Flacius: Mit Adam, Abraham und Mose. Das hat ihm zu seiner Zeit schon schwere Kritik eingetragen. Ihm geht es aber darum, daß bei Adam und in der Beschneidung Abrahams bereits die Verheißung „ich werde dein Gott und der deines Samens sein“, bei Mose bereits der Hinweis auf das Land Kanaan und auf die geistlichen Güter zum Ausdruck komme, und vollends in den Testamenten Christi mit der Menschheit, die er stetig in Taufe und Abendmahl realisiert, die Erfüllung aller Verheißungen erhalten sei: Wie es vorher hieß: Gott wirke durch Wort, so kann man auch sagen, „per foedera dans legem et promissiones“ (durch Bundeschlüsse gibt er Gesetz und Verheißungen). Zweifelsohne kommt hier der Alttestamentler mit seiner Besinnung über den Begriff „berith“ zum Vorschein. Es werden jedoch die Bundschlüsse nicht nivelliert, sondern sie laufen unmittelbar auf den Christusbund Gottes mit uns zu. Allerdings fehlt auch hier wieder die Bezugnahme wie bei Luther auf das Blut Christi als Unterpfand dieses Bundes.

Doch gehen wir weiter und betrachten das Wirkungsfeld und die Wirkungsweise des Wortes. Das Feld ist die Menschheit, die Wirkungsweise doppelt. Es macht lebendig und es tötet zur gleichen Zeit. Wo es hindringt, ruft es nicht nur zur Entscheidung, sondern es nimmt das letzte Handeln Gottes vorweg: es scheidet. Wir haben hier deutliche Anklänge an Luthers Psalmenvorlesungen, wo er gelegentlich sogar von der doppelten Wirkung der Gnade reden kann, die dem einen köstliches Geschenk, dem andern aber Gift ist. Jedenfalls gestaltet das Wort Fronten, die in das Kreatürliche hinein verlagert werden. Glaube und Unglaube, Bild Gottes und Bild des Satans stehen einander gegenüber.

Die aber zum Leben Erweckten schafft das Wort zugleich zur Gemeinschaft der Kirche. „Ecclesia grex aut familia DEI is coetus qui a Deo vocatus audit verbum ejus ac fideliter purum retinet“ (Die Kirche als Herde und Familie Gottes ist die Zusammenkunft, die von Gott berufen sein Wort hört und es treulich rein behält). Kirche ist also das Ergebnis göttlicher Wahl. Sie ist, weil Wort ist. Durch dieses allein hat sie Wirklichkeit. Sofern und soweit sie das reine, unverfälschte Wort treibt, besteht sie. Verliert sie es, hört sie auf, Kirche zu sein. Eine Eigenautorität etwa im römischen Sinne hat sie für Flacius auf keinen Fall. Gleichwohl ist sie auch dort, wo das Wort allein wirksam ist, nicht nur Kirche,

sondern auch Area, Tenne, auf der Spreu und Weizen beisammen sind. Zugleich bildet sie im Getriebe der Welt immer die Minorität. Es ist und bleibt immer die *minima et vilissima pars*, die zu Gott bekehrt wird, wohingegen die „*maxima et florentissima pars*“ sich von ihm abkehrt. Daraus folgt von selbst, daß Kirche nicht nur in der ständigen Scheidung, sondern auch in der ständigen Anfechtung und Verfolgung leben muß. „Der Tausendkünstler“, der Teufel läßt nämlich nicht ab zu suchen, wie er sie verschlinge. Wie die Kirche so können selbstverständlich auch die einzelnen Christen ohne solche ständigen Anfechtungen gegen das Wort nicht sein. „*Quia crux est assidua comes veritatis*“, weil das Kreuz der stete Begleiter der Wahrheit ist. Wort, Kreuz und wahre Form der Kirche gehören demnach wesentlich zusammen. Nun kommt aber bei Flacius sehr stark der Gedanke hinzu, daß alle diese Ereignisse einen festen Sitz im Laufe der Geschichte haben. Diese entwickelt sich als „*spiritualis forma mundi*“ (Geistliche Gestalt der Welt) in vier Reichen: dem Gottes oder der Natur, des Teufels oder der Sünde, dem der Gnade oder Christi und endlich dem Reich des Antichrists. Diese Vier-Reiche-Lehre zieht sich bei Flacius etwa seit 1552 praktisch durch seine ganze Gedankenwelt hindurch. Das Reich der Gnade oder Christi, das die Aufgabe hat, das ursprüngliche Reich Gottes oder der Natur, das durch die satanische Konfusion sich in einer *forma turpissima* (schandbarsten Gestalt) befindet, wiederherzustellen, ist nun nichts anderes als das *Regnum Christi in ecclesia* (Die Herrschaft Christi in seiner Kirche). Christus ist Haupt und König der Kirche. Im Gegensatz zur diabolischen Verwirrung ist sie daher *conventus ordinatus* (Eine ordentliche Zusammenkunft). Die Kirche ist die *politia DEI non confusa verum ordinata utque habeat suum regem Christum* (Der Staat Gottes, nicht verwirrt, sondern geordnet, damit er seinen König Christus habe). Dazu ist – und das betont Flacius unablässig, die ständige Gegenwart nötig. Augustinische Anklänge sind unverkennbar, aber auch mittelalterliche Mystik schlägt durch in dem Gedanken, daß Christus nicht nur König, sondern auch Haupt ist und daher „*omnis vita vigor ac omne bonum ex hoc capite in subjecta membra defluat*“ (alles Leben, alle Kraft, alles Gute, von diesem Haupt in die darunter liegenden Glieder fließe). Doch an keiner Stelle verwischt er die Grenze etwa hin zu dem mystischen Leib Christi – wie etwa in der Ostkirche. Christus steht seiner Kirche immer zugleich auch gegenüber.

Diese Kirche ist die eine, apostolische und immer unwandelbare und

bleibt es bis an das Ende der Tage. „Dieses ist die wahre Regel oder Richtschnur des rechten Catholischen Glaubens und Religion, so alle frommen Christen von Anbeginn der Welt gefolget und auch dadurch selig worden sind und forthin auch bis zum Ende folgen werden.“ Darum weiß sich Flacius mit der Kirche Luthers und allen über die Erde verstreuten wahrhaft Gläubigen eins.

Hier haben wir die Katholizität und Ökumenizität der Kirche des Wortes, aus der sich die römische Kirche selbst ausgestoßen hat. Doch wollen wir nun den Menschen näher betrachten, mit dem es das Wort zu tun hat. Er kann nicht anders leben als in der Bezogenheit auf die erwähnten vier Reiche. „Dieser Monarchien Untertanen sind oder waren wir alle.“ Aus den drei ersten haben wir bis zum heutigen Tag etwas, vom ersten das Leben und was für dieses notwendig; von der zweiten Sünde und Tod; von der dritten das Mittel gegen beide, Gerechtigkeit und Leben. Wehe dem, der auch an der vierten (Antichrist) Anteil hat! Doch selig, wer in jener letzten, zukünftigen – fünften Monarchie – erfunden wird. Die ersten drei Reiche lösen einander nicht ab – sie sind gleichzeitig da und formen gemeinsam das Gesicht der Menschheit. Dabei ist zu beachten, daß das Reich der Sünde notwendigerweise wirksam wird, wo das Wort wirkt, und notwendigerweise durch das Wort aus der „Confusio“ (Verwirrung) zur „ordo regni Christi (Ordnung des Reiches Christi) gebracht wird.

Dabei trifft es den Menschen immer in seiner Einheit von Körper, Geist, Leib und Seele: „Certum est animam corpori esse conjunctissimam“ (Es ist sicher, daß die Seele dem Leib aufs engste verbunden ist). Hier spricht wieder der geschulte Alttestamentler, der in dem Begriff „nepesch“ (lebendige Seele) nichts anderes als die vollkommene Einheit sieht. Wohl kennt des Flacius Psychologie auch die mittelalterlich mystisch und humanistisch rationale Aufgliederung der niederen und höheren Seelenkräfte. Die tierische Seele ist für ihn gekennzeichnet durch Lebendigkeit und Empfindung, die rationale aber hat die Führung und Herrschaft. Durch Intellekt und Wille wird sie ausgeübt. Der Intellekt kommt vor der Praxis „praeire ubique debet intellectus et sequi voluntas“ (Vorgehen muß allenthalben der Intellekt und folgen der Wille). Jedoch hat diese Aufgliederung für Flacius keineswegs die gleiche Bedeutung wie etwa in der Mystik, daß automatisch die „höheren“ Seelenkräfte der Welt Gottes und der Ideen, die niederen aber dem Teufel zugeordnet werden. Vor diesen Illusionen bleibt Flacius durch den zentralen Gedanken seiner Anthropologie, durch den der

Imago Dei bewahrt. Dazu ist der Mensch geschaffen, daß er mit der gesamten Schöpfung und den Engeln Gottes unermeßliche Weisheit, Macht, Gerechtigkeit und Güte erkenne und verherrliche. Wir glauben etwas von der kühlen Luft Calvins und seiner Gloria DEI zu spüren, wenn nicht unmittelbar immer wieder diese Philantropia und Benignitas Dei zugleich zum Ausdruck käme. Der Glaube von der Herrlichkeit Gottes bewahrt Flacius geradezu davor, daß die evangelische Rechtfertigungslehre in eine reine Erlösungslehre abgeleitet, bei der nicht mehr Gott sondern der Mensch und seine Seligkeit ausschließlich im Mittelpunkt stehen. Wir erleben das heute ja in stärkstem Maße in der Weise, daß Gott, Christus und Kirche zu etwas schwächlichen Erfüllungsgehilfen des Menschen zu einer recht irdisch verstandenen Glückseligkeit und Gerechtigkeit degradiert werden.

Diese Ebenbildlichkeit Gottes äußert sich bei Flacius in der „*Facultas tum vere cognoscendi Deum tum ei obediendi*“, „der Fähigkeit, sowohl Gott recht zu erkennen und ihm zu dienen“. Erkenntnis und Dienst, *Meditatio et actio* sind bei Flacius nie zu trennen. Wie aber gestaltet sich dieses Sein des Menschen in der Monarchie des Satans? An dieser Frage entzündeten sich praktisch alle Streitfragen um Flacius von seiner Zeit an bis heute. Durch den Sündenfall ist der Mensch in das *Regnum secundum*, das zweite Reich des Satans, hineinverpflichtet worden, ohne daß seine Zugehörigkeit zum *Regnum primum* ausgelöscht wäre. Dieses Reich der Sünde deckt sich bei Flacius weithin mit dem empirischen Bestand des „*Mundus*“ — dieser Welt. Die wesentliche Folge des Sündenfalls ist der dauernde Verlust der Gottesebenbildlichkeit, damit der Fähigkeit, Gott zu erkennen und seinen Willen zu tun. Dieser Verlust ist nicht fatalistisch — mechanisch — sondern sowohl Gesamtschuld der Menschheit als auch persönliche Verschuldung.

Mit Leidenschaft wehrt sich nun Flacius sein Leben lang gegen zwei Behauptungen: einmal, daß durch den Sündenfall nicht die Substanz, sondern nur das Äußere, das Hinzugekommene, das *Accidens* angegriffen und gestört oder zerstört seien. Er sieht hierin den alten sowohl römischen wie christlich-humanistischen Versuch, vom Menschen vor Gott alles zu retten, was überhaupt noch zu retten ist. Daher und nur daher begibt er sich auf das Kampffeld mit dem Wort, daß die Substanz des Menschen zerstört sei. Nun war es ein willkommener Anlaß seiner Feinde, ihm die manichäische Ketzerei zu unterstellen, daß er damit die Schöpfung des Menschen durch Gott preisgebe und den

Teufel zu seinem Schöpfer mache. Es liegt Flacius lebenslang daher daran, daß er nie auch nicht im entferntesten daran gedacht hat, jemals die Gottesschöpfung des Menschen zu leugnen.

Was aber bis in den Grund hinein zerstört ist, ist eben die „Imago Dei“ (das Bild Gottes). Sie kann Flacius gleichsetzen mit der „Essentia hominis“ (Dem Sein der Menschen). Das aber ist dann bei Flacius die „forma substantialis“, oder wie er auch umgekehrt sagen kann, die „substantia formalis“. Wer ein wenig in den Begriffen des Aristoteles geschult ist, der hört hier natürlich den Unterschied zwischen der Forma formans und der forma formata heraus. Erstere ist das gestaltende Prinzip, letztere die Gestalt. Man kann dies bei Flacius auf den Begriff substantia formalis übertragen. So wollte er es auch, und gerade das war es, was seine Zeitgenossen so furchtbar geärgert hat. Die Worte Substanz und Accidenz wurden geradezu zu Schlagworten der Parteien und drangen über die Studentenkneipen bis in die Bierschenken der Fuhrleute. — Wichtig ist nun bei Flacius hier ein weiterer Gedanke, der der Transformation. „*Observa et tot pectore retine: quod sicut Deus ipsam proprie animam rationalem ita formavit ut esset ejus imago utque esset fons officina ac mater omnium bonarum actionum et dilectissima cultrix ejus: ita satan eandem transformavit et fabricavit ut sit viva ejus imago sitque mater fons et causa omnium malorum ipsoque suo novo figulo promptissime serviens et unica paratissimaque cultrix et miles contra Deum et omnem pietatem ac rectitudinem.*“ „Beachte dies und behalte es ganz fest im Herzen: nämlich daß, so wie Gott eben die vernünftige Seele so gestaltet hat, daß sie sein Bild sei, daß sie die Quelle, Werkstatt und Mutter aller guten Handlungen, und die geliebteste Verehrerin seiner selbst sei, so hat nun der Teufel sie „transformiert“ — umgebildet und „fabriziert“ — bearbeitet, so daß sie sein lebendiges Ebenbild wird, ihm ihrem neuen Töpfer aufs bereitwilligste dient, wobei sie seine einzige und bereitwilligste Dienerin wird und zugleich ein Soldat gegen Gott und alle Frömmigkeit und Rechtchaffenheit.“ Hier haben wir den zentralen Satz der gesamten Erbsündenlehre des Flacius. Preger berichtet, daß Flacius über die Begriffe der Information der Substanz und ihrer Transformation auch eingehend mit dem Mediziner und Naturwissenschaftler Leonhard Fuchs sich unterhalten habe, im Hinblick darauf, wie sich die Krankheit eines gesunden Menschen bemächtigt und seine Substanz zu ändern vermag. Man sprach damals eben in der Medizin von der Krankheit als der „substantia mixta“, der untermischten Substanz. Es ist merkwürdig,

wie die gleichen Begriffe auch heute in der modernsten Biologie und Medizin auftreten – etwa wenn beim Krebs davon gesprochen wird, daß hier die gesunde Zelle durch eine falsche „Information“ ganz in den Dienst der den Organismus zerstörenden Wucherzelle treten muß. Jedenfalls könnten wir heute das Anliegen des Flacius auch ohne medizinische Vergleiche besser verstehen, wenn er immer wieder betont, daß gerade die edelsten Kräfte des gottähnlichen Menschen – Vernunft und Wille – durch die Sünde ins diabolische Gegenteil transformiert und pervertiert werden.

Nun ist aber auch der letzte Sinn von Gottes Gnadenoffenbarung in der Schrift klar. Im *regnum gratiae seu Christi* erfolgt die „*restitutio*“, das heißt die Wiederherstellung des *homo spiritualis* und der *imago Dei*. Das Wort aber verkündet nicht diesen Zustand, sondern es schafft ihn. Es wurden daher auch nicht äußerlich anhaftende, *accidenzielle* Mängel beseitigt, sondern „*clare audis ipsum cor oportere excindi et novum creari non tantum accidentia quaedam in id elui aut alterari sicut synergistae somniant.*“ (Klar hörst du, daß das Herz selbst ausgeschnitten und neu geschaffen werden muß und nicht gewisse anhaftende (Mängel) ausgewaschen oder geändert werden müssen, wie die Synergisten träumen.) Dieser neugeschaffene Mensch löst jedoch den alten Adam nicht ab, sondern die drei Reiche bleiben nebeneinander, wobei das Reich Christi jedoch in diesem Kampf und Streit die Vorrherrschaft beim Gläubigen gewinnt. Alles jedoch mündet ein im *Regnum quintum*, im fünften Reich. Mit großer Nüchternheit enthält er sich aller phantastischen Schilderungen: „Was kann doch die ewige Seligkeit anderes sein, als die Anschauung, Genießung und Teilhaftigkeit der Gottheit und die höchste Vereinigung mit Gott. Wir werden ja nicht dort Malvassier trinken und Marzapanam essen.“

Nachdem wir gesehen haben, um welchen Gott es sich handelt, der uns in seinem Wort begegnet, und um welchen Menschen es sich bei uns dreht, wollen wir der Frage nachgehen, wie das geschieht, daß Gott in seinem Wort an uns aktiv wird. Wie nämlich Gott seinen Willen in bestimmten Lagen, zu bestimmten Zeiten und durch bestimmte Menschen im Wort kundtut, so bedeutet die Kenntnis von Wort und Rede die unumgängliche Voraussetzung zu allem Verstehen und die Aneignung solcher Kenntnis für den Menschen eine Möglichkeit und eine Pflicht. Diese Kunst des Verstehens ist der Schlüssel für das Begreifen des geschriebenen und gepredigten Wortes als Gotteswort. Das Verstehen wird aber nicht von dem allgemeinen Verstehen irgend-

welcher Literatur abgeleitet, sondern ist ausschließlich aus der Schrift selbst zu entnehmen. Wir haben hier praktisch den Anfang einer echten Hermeneutik in der ganzen christlichen Kirche, wobei wir nicht vergessen dürfen, daß alle Prinzipien dazu sich bereits bei Luther finden.

Die Notwendigkeit zu einer solchen eigenständigen Hermeneutik ergibt sich aus der Geschichte der christlichen Schriftauslegung. „Mox post Apostolos“ (bald nach den Aposteln) tritt der Verfall ein. Philosophische Regeln zum Verständnis des Gesetzes und „poetische Allegoristerei“ zum Verständnis des Evangeliums bestimmen die Methode der Schriftauslegung. Es kommt durch deren Verfall dann zur Verdrängung der Schrift überhaupt aus Theologie und Kirche und zum Eindringen wesensfremder Prinzipien in das Christentum. Hier nun will Flacius auf die eigentliche Hermeneutik zurücklenken, auf das, was wir dogmatisch als „scriptura sui ipsius interpretes“ als das „Sich-selbst-Auslegen“ der Schrift bezeichnen. Das anzuwendende System besteht zunächst in der genauen Analyse der Einzelworte und das Erfassen des „sensus orationis“, des Sinnzusammenhangs. Beides faßt Flacius unter dem Oberbegriff der „grammatica quedam intellectio scripturae“ zusammen (des grammatischen Verständnisses der Schrift). Die eigentliche Auslegearbeit aber beginnt bei der Frage „Quare“ und „Quod fine“ – warum und zu welchem Ende die Schrift zu verstehen sei. Das ist ihm die eigentliche „tractatio theologica“ der Schrift. Abschließend kommt dann die meditatio hinzu, das Fragen nach dem Usus, dem Nutzen. Es schält sich also klar das Verhältnis „res–verbum“ (Sache–Wort) heraus. Dabei geht es nicht um „nucleus und putamen“ (um Korn und Schale), wobei die Schale als unwesentlicher historischer Ballast beiseite geworfen werden kann wie bei Bultmann, sondern um das unmittelbare Handeln Gottes ausschließlich durch sein Wort. Dabei darf nie vergessen werden, daß das „loqui Dei“ (Reden Gottes) immer „per os hominis“ (durch des Menschen Mund) erfolgt. Demnach kann es gar nicht anders sein, als daß Menschenwort Gottes Wort ist.

Es ist also notwendig über die „Res“, das ist das geschriebene Wort, zum „Verbum“, das ist die gepredigte göttliche Offenbarung, vorzudringen. Aber – und hier unterscheidet sich Flacius mit Luther von der humanistischen Schriftauslegung: es ist nicht so, daß aus dem Sachverständnis automatisch das richtige Wortverständnis käme. Hier geht er wieder mit Luther überein: „Rertum cognitio est potior sed verborum cognitio ordine prior est“ (Kenntnis der Sachverhalte ist vor-

züglicher; Kenntnis des Wortes aber geht zuvor). So ist die Hermeneutik des Flacius von dem Irrwahn rationalistischer Exegese gesichert, daß die Kenntnis des „Wortes“ die Summe der Kenntnis der „Wörter“ ausmache.

Zugleich sichert sich Flacius dagegen, daß man in der Schrift eine Stelle gegen die andere ausspielt, ein Verfahren, das sowohl bei den Humanisten als auch in der römischen Kirche gerne dazu verwendet wird, um die Unzuverlässigkeit der Bibel darzulegen und den Rückzug freizuhalten – hier auf die Lehrautorität des Papstes als alleinigen legitimen Schriftinterpreten, dort auf die letztinstanzliche richterliche Funktion der Vernunft. Daher ist „darauf immer und immer wieder zu sehen, daß niemand für sich in die heilige Schrift Dinge hineinbildet, die ihm belieben, um dann hinterher die Worte nach seinem Sinne zu quälen. „So haben es die Haeretiker gehalten und mit ihnen auch alle, die in schlechter Weise die Sachverhalte begriffen haben. Dann schreien sie, die Worte müßten nach den Sachverhalten hingebogen werden und nicht die Sachverhalte zum Wort“.

Wie wird man aber von solchem falschen Verstehen frei? Nicht nur dadurch, daß man mit den Schreibern der Bibel gleichsam „eines Geistes“ sein muß, sondern vor allem dadurch, daß man es begreift, daß uns im Wort ein Wille entgegentritt. Der Gott, der hier spricht, wartet auf Bestätigung und Entgegnung auf seiten des Hörers. Seine Antwort und Verantwortung ist das Zeichen dafür, daß er recht gehört und zur „vera notitia“, der wahren Kenntnis, gekommen ist. So ergibt sich als die wesentliche Aufgabe der exegetischen Theologie, die zugleich der Kern aller Theologie ist: „nihil profecto prius aut potius esse omnibus deberet quam ut ipsum Deum in sacris literis ad totum genus humanum loquentem quam clarissime ac citra omnem dubitationem scrupumque intellegerent“. „Nichts sollte in der Tat für alle vordringlicher und wichtiger sein, als daß Gott sie selbst, der in den heiligen Schriften zum ganzen Menschengeschlecht redet, so klar wie möglich und über allen Zweifel und Skrupel verstehen.“ Hier haben wir die letzten Prinzipien flacianischer Hermeneutik. Wir versagen uns jetzt und hier die Durchforschung des weiten Feldes seiner Exegese des Alten und Neuen Testaments. Wir kommen dabei immer wieder auf die gleichen Grundtatsachen, so wie sie sich in den verschiedenen Zeitaltern der Bibel und bei den verschiedenen Verfassern ausprägen. Wir wollen nur ein Sondergebiet herausgreifen, das der „Verbalinspiration“, der wörtlichen Eingabe der heiligen Schrift. Wir tun dies deswegen, weil in so

ziemlich allen Dogmen- und Kirchengeschichten Flacius als der Hauptschuldige dargestellt wird, dafür daß diese calvinische, besser zwinglische Lehre in das reine Luthertum eingedrungen sei. Zur Definition des Begriffes Verbalinspiration nimmt man normalerweise die Unterscheidungslehre von Albrecht Ritschl zur Hilfe, der vier verschiedene Auffassungen unterteilt. Die erste läßt er von Melanchthon und seinem Kreis vertreten, wonach Gott sein Wort durch die Verkündigung der Boten seiner Offenbarung überliefert hat, wobei die Tatsache der schriftlichen Überlieferung ziemlich nebensächlich bleibt. Dann kommt Luther, der die „Revelatio“, die Offenbarung der Schrift, als Gottes Wort anerkennt und die Inspiratio auf die hellen und klaren Worte der Schrift beschränkt. Calvin und auf lutherischer Seite Chemnitz fassen nach Ritschl dann bereits die Inspiration als einen vom Heiligen Geist bewirkten Vorgang auf. Er trug sich zu, indem und sofern die heiligen Bücher von den biblischen Schriftstellern niedergeschrieben wurden, ohne daß über das „Wie“ schon genauere Ausführungen gemacht wurden. Die vierte Gruppe sind dann die, die „nach dem Vorgang bei Flacius“ besonders ab Johann Gerhard die wörtliche Inspiration der heiligen Schrift direkt in lehrhafter Absicht und als eignes, besonderes Theologumenon vertreten. Auf dieser Stufe sind die Verfasser der heiligen Schriften praktisch gar keine selbständigen Personen mehr, sondern nach einer Stelle im Jeremiaskommentar: „spiritus sanctus scripturam sacram per os sanctorum Dei organorum locutus est et per eorum manum conscripsit“ (Der heilige Geist hat die heilige Schrift durch den Mund der Heiligen, als durch Gottes Instrumente gesprochen und durch ihre Hand geschrieben.) Das ist die klassische Stelle für Flacius' Verbalinspiration. Dort aber, wo man sie suchen würde, nämlich bei 2. Tim. 3, 16 (alle Schrift ist von Gott eingegeben), findet sich kein Ansatz für diese Theorie der Verbalinspiration. Das allein könnte schon stutzig machen.

In der Tat ist es so, daß diese Ritschl'sche Definition, die sich gleichsam von Gerhard aus nach rückwärts orientiert, weder Luther noch Calvin, auch nicht Melanchthon gerecht wird. Bei Flacius findet man dann einen Anlaß, ihm Orthodoxie und Aufklärung in einem Atemzug vorzuwerfen. Der Fehler steckt zweifelsohne darin, daß man sich weder genügend Gedanken über den Begriff „organon“, noch über den der „persona“ macht. Vollends zu schweigen von dem Inhalt, der durch die Inspiration vermittelt wird. Wenn Flacius von Mund und Hand der Propheten redet, so macht er sie doch keineswegs zu Schreibschü-

lern oder gar Schreibfedern. Das Wort Organon ist nicht ein Verlust der menschlichen Persönlichkeit, sondern ein – allerdings wesentliches – Prädikat des im Reich der Gnade lebenden, erneuerten Menschen, also Charakteristikum des „Homo spiritualis“ oder der „Imago Dei“.

Was aber die Sache, die „Res“, anlangt, die inspiriert wird, so bleibt sie ein und dieselbe unveränderlich und von gleicher göttlicher Verpflichtung, gleich ob sie geredet, gesungen, gedruckt oder von einer Sprache in die andere gedolmetscht wird. „Dieselbigen Wörter, wahre Meinung, Lehre oder Sentenz heißen wir – Die heilige Schrift – und Gottes Wort. Wie sehr sie ein ganz anderes Ding als die Stimme, Schall, Laut oder toter Buchstabe etc. ist, kann man daraus merken, daß wenn sie (die heilige Schrift) geredet wird, so ist kein Buchstabe da, wenn sie gedruckt oder geschrieben ist im Buch, so ist keine Stimme, Schall und Laut, wenn sie ins Gedächtnis gefaßt wird, so ist weder Stimm, Schall, Laut, noch Buchstabe dabei; wenn sie aus einer Sprache in die andere verdolmetscht wird, so verändern sich da die Buchstaben, Stimme, Schall und Laut. Sie bleibt aber gleichwohl aller Dinge eines.“ Er sagt damit nichts anderes als Luther, wenn er vom Worte Gottes sagt, daß „Gold Gold bleibt, ob es nun am Leib zur Zierde getragen, in den Kasten und Beutel gelegt, ins Wasser, Feuer, Grube oder Dreck geworfen oder in die Erde verscharrt wird, ob es zu Dukaten geschlagen oder aus ihm Geschmeide gehämmert wird“. Am einfachsten läßt sich aber die sogenannte Flacianische Verbalinspirationstheorie durch die simple Tatsache widerlegen, daß er selbst in freimütigster Weise Textkritik geübt hat, wobei ihm auch die Autorität der Humanisten und Luthers selbst durchaus nichts gelten. Recht und Pflicht zu eigener Textkritik hält er überhaupt für die unumgängliche Voraussetzung alles ernsthaften Schriftstudiums. Wir zitieren wörtlich Moldaenke: „Worum geht es ihm zutiefst in dem Problem der Inspiration? Kurz gesagt: Um nichts anderes als die Autorität, besser die Autorisierung von Wort Gottes, das nur als Wort der Schrift, als organhaft mittelbar gesprochenes Wort faßbar wird. Eben um dieser seiner Mittelbarkeit und das ist zugleich immer Verborgenheit willen bedarf es der Abgrenzung gegenüber allem andern, nur von Menschen gesprochenen Wort. Nur dadurch ist es vor diesem qualifiziert, daß die es sprechen, es in fremder Ermächtigung, in aus unmittelbarer Berufung quellender, göttlicher Vollmacht sprechen. Was es an Autorität besitzt, ist nicht eigene, wie auch der Sprecher selbst über sie nur kraft göttlicher

Begabung, der Gabe unmittelbar zuteilwerdenden heiligen Geistes verfügt. Ausdruck aber eben dieser fremden, göttlichen Ermächtigung und nichts anderes ist die Inspiration. Sie bezeichnet das Geheimnis von Kommen und Gegenwart heiligen Geistes bei den von Gott zum Organ Erwählten, kraft dessen diese zu ‚cooperatores Dei‘ werden: freilich, nach göttlicher, souveräner Setzung ein unmittelbares Kommen, eine unmittelbare Gegenwart dieses Geistes gegenüber allem späteren, ans Wort gebundenen Geistempfang. Objekt der Inspiration ist für Flacius also eigentlich und in erster Linie nur der Mensch, sei es Patriarch, Prophet oder Apostel. Ist bei ihm der Geist, so ist auch sein Wort, seine Schrift aus dem Geist. Ist er inspiriert, so ist auch sie es. Das heißt aber: Was von der Schrift gesagt wird — und sie ist stets Ort göttlichen Wortes — gilt von ihr nur im Blick auf ihren Autor.“

Fassen wir nun kurz den Ertrag unserer Betrachtungen über Flacius zusammen, so können wir folgende Besonderheiten an ihm feststellen: 1. Er ist Illyrer aus der Venetianischen Herrschaft. Das bedeutet für ihn ein ganz anderes Verhältnis zu Fürsten und Herrn wie bei deren Untertanen. Er hat sich daher auch zeitlebens am wohlsten in den freien Reichsstädten gefühlt. Wir vergessen ja bei unserer schematisierenden Geschichtsschreibung allzu leicht, daß sich ein großer Teil des deutschen und des italienischen politischen und geistlichen Lebens im Mittelalter und darüber hinaus in Republiken abgespielt hat. Daher kommt auch sein gewachsenes Mißtrauen gegen Kurfürsten, Herzöge und Grafen, insbesondere was die Frage der Kirche anlangt. Von Flacius führt kein Weg zum Summepiskopat. Das geht bei Melanchthon und seiner Vorliebe für Fürstentage und Reichsstände. Seine Meinung ist, daß die Kirche ihre Belange ausschließlich durch Synoden und Konzilien ordnen muß. Umgekehrt stammt daher die instinktive Abneigung, die die „hohen Herren“ — nicht der Landadel — gegen diesen Fremdling hatten, der ihre fürstliche und durch Reichstage garantierte kirchliche Macht in Frage stellte. Zum andern: Flacius sah niemals die Reformation als eine ausschließlich deutsche Angelegenheit an, so sehr er sich auch dem deutschen Volk verpflichtet und verbunden wußte, wie die Herausgabe des Otfried von Weißenburg zeigt. Für ihn handelte es sich ausschließlich und grundsätzlich um eine Erneuerung der ganzen Kirche durch das reine Wort Gottes. Dabei kam für ihn die römische Kirche nicht mehr in Betracht. Das hing nicht nur damit zusammen, daß er das Wüten und die Grausamkeiten ihrer höchsten Vertreter besser kannte als je einer von jenseits der Alpen. — Er hatte es

ja in seiner eigenen Familie erlebt, was ein päpstlicher Legat wie Giovanni Pietro Caraffa, der seit 1555 als Papst Paul IV. auf dem Petersstuhle saß, in Venedig für Unheil gestiftet hatte; — nein, er konnte die römische Kirche nicht mehr als christliche Kirche betrachten, weil sie das Wort der Wahrheit, das Evangelium zur Seligkeit nicht mehr hatte. An diesem Worte aber hing ihm alles. Er, der in drei, vier Sprachen mühelos denken, reden, schreiben, beten konnte, kannte doch immer nur dies eine Wort, durch das seine Seele genesen war. In ihm redete und handelte Gott zugleich und so, daß er durch das Wort die gewaltige Transformation des Teufelsbildes des Menschen in das Gottesbild des Ursprunges durchführte und zugleich die Verheißung der Perfor- mation gab, daß alles vollendet werden sollte im fünften Reiche der Er- lösung, da Gott ist alles in allem.

Dabei geht es Gott nun gerade nicht darum, wie bei Calvin seine Gloria, seine Ehre durchzusetzen, sondern nur seine Benignitas, seine Freundlichkeit und Leutseligkeit, seine überschwengliche, menschen- suchende, menschenliebende Barmherzigkeit zu offenbaren. In diesem Sinne ist das schönste Wort aus den Schriften des Flacius zu ver- stehen: „Spiritu sancto scripturarum auctori placet propter captus nostri inbecillitatem balbutire et magis quam tantae majestati convenit nobiscum per verba et signa agere.“

Dem Heiligen Geist als dem Urheber der Heiligen Schrift gefällt es, wegen der Schwächlichkeit unseres geistigen Aufnahmevermögens zu stammeln und, mehr als einer solchen Majestät zukommt, mit uns durch Worte und Zeichen zu handeln.

Man muß eigentlich und gewiß zwischen Gottes Kraft und unserer Kraft, zwischen Gottes Werk und unseren Werken unterscheiden, wollen wir recht christlich leben. So siehst du nun, daß dieser Punkt das Haupt- stück des ganzen christlichen Glaubens ist. Martin Luther